

Die verlorene Vaterliebe

Von Bernhard Kummer

Es hat wenig Sinn, sich moralisch zu entrüsten über das, was faul ist an unserer Kultur. In einem allgemeinen Verfall glaubt niemand dem Moralprediger, daß er selber besser ist als die Getadelten, – oder daß er besser wäre, wenn er nicht zuvor um so schlechter gewesen wäre. Ausnahmen der Reinheit in der verdorbenen Umwelt leuchten still und eifern nicht lärmend für die Tugend; wer aber mit Prahlen das Schwert für bedrohte Tugend und Unschuld erhebt, dem reißt der illusionslose Geist unserer Jugend, der nicht mehr an Gralsritter glaubt, den Schild weg und das Visier herunter; und wenn man dann keinen Heuchler oder Büßer eigener Jugendsünden findet, so findet man doch die nüchterne Erklärung einer zu nichts verpflichtenden Ausnahme: „Ja, dieser Mann hat gut reden! Der hatte ein Elternhaus, saubere Umwelt, behütete Jugend, rechte Gefährten, keine Flüchtlingsnot, frühes Eheglück, gesunde Kinder usw. Der lebt auf einem anderen Stern!“ –

Der römische Gelehrte Tacitus half sich einst damit, daß er seinem entarteten Römervolk, das die Sitten und Sünden aller Welt in sich aufnahm, das leicht idealisierte Bild eines mächtigen und durch seine Reinheit unbezwingbaren Volkes im Norden der Berge vorhielt. Und wann immer ein Sittenprediger meinte, in einem römisch und asiatisch um seine innere Freiheit und Reinheit betrogenen „Abendland“ die Sitten bessern zu müssen, tat er wie Tacitus und hielt der Entartung das Reinheitsbild der Germanen entgegen. Aber wie einst auf dem Forum Romanum konnte dann auf den abendländischen Märkten das fortgeschrittene Städtevolk nur lachend fragen: „Sind wir noch blaublond Bauernsippen unter Donar und Ziu, auf einsamen Höfen zwischen Heide und Wald?“ Und wirklich: ein Rom, das Babylon, Juda, Hellas und Ägypten in sich aufgenommen hatte, konnte germanisches Eherecht und germanische Treue nur als ein Kuriosum barbarischer Bauernvölker bewerten, das zu nichts verpflichtete. Und ebenso kann heute der moderne Mensch im Schatten der Atombombengefährdung und der Existentialphilosophie nicht recht begreifen, was ihm das Sittenvorbild weltgeborener, mutvoller Bauernvölker noch zu sagen hat. Vom Fabrikarbeiter bis zum Nervenarzt, vom Kumpel bis zum Großunternehmer, vom Briefträger bis zum Minister, vom Dorfschüler bis zum Philosophieprofessor sind wir alle eingespant in unsere „moderne“ Welt, die ihre

Filmdivas hat und ihren Jazz, ihre Unrast und ihre Narkotika, ihren Fluch und ihre Jagd nach Glück und Liebe in „zeitgemäßen“ Formen.

Aber es lohnt sich, statt nur tadelnd zurückzuweisen auf Vergangenes (das als Germanisches uns freilich stets ganz anders verpflichtend sein kann als einst den Römern des Tacitus), den Mangel und die Herzwunde unserer Zeit geschichtlich zu *erklären*. Und da ist es ein Verlust, der alle Entartungserscheinungen mitbewirkt hat und den man viel zu wenig beachtet. Ich möchte ihn den Verlust der Vaterliebe nennen.

Da die Verlustträger selbst, die Männer, und zwar vor allem die Nomaden der Großstadt, das gedruckte Wort und die Gesetzgebung und die Rednerbühnen und Kanzeln beherrschen, ist von diesem zentralen Verlust kaum jemals ganz unbefangen und offen die Rede, soviel man auch vom Mütterlichen und von den Mutterpflichten redet und die Frauenbeilagen unserer Zeitungen – sofern der „Modeschöpfer“ Dior Platz läßt – mit guten Ratschlägen für das Familienleben, für „Mutter und Kind“ erfüllt. Und die Kirchen selbst, auch wo sie noch nicht an die „Göttin“ Maria glauben, richten ihre Predigt mehr an die Mütter als an die Väter, wenn sie sittlich bessern wollen, und scheinen mir den Kern des Problems unserer Sittennot zu umgehen. Denn wir stehen seit der Christianisierung unter dem Zeichen des „Vater unser“; das Väterliche ist gleichsam auf den Himmelsthron gesetzt, wie es schon bei alten Völkern, zumal den Indogermanen, im „Zeus pathér“, im „Ju-(Diu-)piter“, im indischen Dyaus-pitar usw. bedeutsam war. Der Gedanke an das All-Zeugende, einen Allvater also, war uralte, und in der christlichen Verkündung – das hat man oft zugunsten eines „arischen Jesus“ vermerkt – tritt er neu hervor, während er den vorderasiatischen Reichen und Priestertümern wie auch Israel selbst und Ägypten unwesentlich oder fremd war. Jahweh wurde nicht als väterlich empfunden, wenn er auch irgendwie Schöpfer war. Er war ein Herrscher und ein eifersüchtiger Gott und keineswegs der Vater fremder Völker, der Nichtjuden. Der sich als Gottessohn berufen fühlende Messias, wie ihn die Evangelien schildern, lehrt das „Vater unser“; und die über Israel zu allen Völkern greifende Mission macht den Judengott zum Weltengott und zum „Vater aller Menschen“. In seinem Bilde und in der christlichen Predigt lebt der tragisch sich auswirkende Zwiespalt fort: Der allgemeine Gedanke der Gotteskindschaft, ausgedehnt auf alle Völker, bezieht sich auf den all-liebenden göttlichen Vater, und der „eifersüchtige“ Gott schwingt weiter das bluttriefende Schwert der Rechtgläubigkeit gegen die, die seiner Herrschaft einen eigenen Willen entgegensetzen oder die seine Auserwählten und Gesalbten nicht anerkennen. Daß in die christliche

Verkündigung der Gottvaterbegriff eintrat, der Begriff eines liebenden, fürsorgenden, vergebenden, seine Schöpfung und seine Menschen nie verlassenden Gottes, wurde zu manchen Zeiten, zumal bei germanischen Völkern, viel wichtiger genommen als der Schrecken des „Jüngsten Gerichts“, das Bild vom Himmelsrichter und das Schwert des göttlichen Zornes. Das Vertrauensverhältnis „lag“ den germanischen Völkern auch in der Religion, und eine Erinnerung an echte, germanische Väterlichkeit, an die unbedingte Einmütigkeit von „Vater und Sohn“, dem Inbegriff des Friedens, verband sich mit dem christlichen Vatergottbegriff. Es war leicht zu begreifen, daß der Schöpfer und Erzeuger aller Dinge stets auch den „verlorenen Sohn“ wieder annahm.

Aber das Kirchenregiment brauchte „die Furcht des Herrn“ als „der Weisheit Anfang“. Sie brauchte den heute wieder so hart geforderten „unnahbaren“ und nur durch Mittlerschaft erreichbaren Gott, der furchtbar ist in seinem Zorn und „zu versöhnen“ ist durch seine Heiligen. Sie stellte als seinen Stellvertreter auf Erden einen „Heiligen Vater“ als Herrn der Christenheit mit der Macht, zu binden und zu lösen, über eine Herrschar der „Patres“ und „Kirchenväter“ und zog zu Felde gegen die sündige Welt, gegen die natürliche Heiligkeit des väterlichen und mütterlichen Menschenlebens der Völker. Die unfassliche Ungeheuerlichkeit, daß dieser „Heilige Vater“ ein von allen Lastern gezeichneter Jüngling sein konnte, ein Verführer frommer Rompilgerinnen u. a. m., oder daß die Kirchenväter wie Tertullian u. a. die Ehe mit den schlimmsten Ausdrücken schmähten, und daß die Ehelosigkeit der Kleriker zu den widernatürlichsten Verbrechen und dem üblen Ruf der Geistlichkeit führte (vgl. Anton und Augustin Theiner, „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen“, 1828, 1845, 1892–98, 4. Aufl. im Auszug Leipzig 1931), zeigt jedem Geschichtskundigen, daß die große und lange Zeit alleinige Erzieherin Europas nicht unschuldig sein kann an dem Verlust der Vaterliebe und der Verwirrung des Ideals echter Väterlichkeit, das von jeher im Norden andere Züge trug als in Palästina. Aber auch abgesehen von den direkten Verwirrungen, die von üblichen Beispielen an höchster geistlicher Stelle, vom Cölibatskampf und dem kirchlich genährten Hexenwahn oder von der oft schamlosen Art der Beichtfragen nach kaum bekannten Lastern ausgingen, kann man annehmen, daß schon die einseitig männliche Personifizierung Gottes und der Dreieinigkeit, die Lehre, daß alle Auferstandenen Männer werden, die Herabwertung der Frau durch den Einfluß altjüdischer Tradition, die Ehelosigkeit Jesu und der Jünger, die Betonung der Minderwertigkeit der

Ehe durch Paulus u. a., das Gleichgewicht der Geschlechter verschob, das männliche Geschlecht erhob und das weibliche ihm als Objekt seines Herrenwillens unterwarf. Und endlich mußte die jüdische Tradition eines Hirtenvolkes und eines wüstenländischen horizontalen Denkens, verbunden mit der Zerstörung unseres Sippengefühls und Ahnengedenkens, dazu beitragen, unser Geschlechtsleben zu nomadisieren, mußte das vertikale Denken in Generationen, das Gefühl, zwischen Ahn und Enkel selbststeigen zu leben, verwandeln in das Gefühl der über die dürre Steppe getriebenen und behüteten Herde, oder in das der Jäger und des Jagdwildes. Es ist vielleicht nichts so kennzeichnend für unsere Sittengeschichte, wie das Aufkommen jenes sexuellen Jagdtriebes, der heute unsere „jungen Herren“ auf Abenteuer treibt, und der ununterbrochen und mit pathologischer Einseitigkeit als das Normale und unumgängliche verkündet wird. Aus der selbstverständlichen Begegnung unbefangener freier Jugend beiderlei Geschlechts wurde im Mittelalter (mit seiner Angst-Pädagogik) das Wolf- und Schafe-Spiel des männlichen Noma-dentriebs mit der weiblichen Unschuld, und je mehr der Wille zum Verführen sich als natürlich-männlich entschuldigt wußte, umso elender stand es um den Willen und die Fähigkeit zur Vaterschaft. Dann suchte man mit Mutterpredigten zu helfen – und über der „Kindesmörderin“ vergaß man die Mörder. Faust „rennt“ nur durch die Welt, getrieben von Begierde zu Genuß, und Gretchen, die Geopferte, wird dem Dr. Marianus zur „Himmelskönigin“. Aber *wie* dieser *Faust* aus einem *Siegfried* wurde, *darauf* kommt es sittengeschichtlich an. Denn jener Zwiespalt in der Seele, dem Faust zugunsten seines Taumelweges durch die Welt entfliehen will, ist ein Gewordenes. Es gab Zeiten, wo beide Geschlechter sich mit ganz anderen Augen sahen, Mutter- und Vater-Geschlecht auf Ahnengrund im Volk; – Zeiten, wo eine Valeda möglich war, und eine Sigrun ihren Helden wählte! Und es ist auch in moderner Jugend und in unsrem Zeitalter möglich, die Begegnung von *Freien* und den Willen zur Elternschaft als das Wünschenwerteste zu empfinden. Die Schatten, die uns ruhlos machen auch in der Liebe, wuchsen uns in die Seele, als Odins wilde Jagd begann, als sich – und wo immer sich – aus ebenbürtiger Menschengemeinschaft mit gegenseitiger Achtung und Verpflichtung der vergewaltigte Wille erhob, der andere unterwerfen muß, um zu herrschen; und dieser Wille ist – wie Odins Bild (das ein später, christlicher Dichter noch zum „Allvater“ erhebt) – durchaus unväterlich, vaterliebelos, gerichtet auf Genuß der Macht – auch in der sogenannten „Liebe“.

Wie ist es denn heute? Könnte heute – wie einst in vorchristlicher Zeit (vgl. den altnord. Urfehdebann) – ein Richter Streitenden sagen: „Seid nun versöhnt einander wie Vater mit Sohn und Sohn mit Vater in allem Umgang!“? Könnte heute die Tragödie des Hildebrandliedes noch die Herzen so bewegen wie einst? Wie viele Väter kennen ihre Kinder nicht! Wie viele sind davongelaufen ohne anderen Grund als den eines selbstsüchtigen Verlangens! Wie viele weigern sich, die vom Gericht festgesetzte Unterstützungssumme der Mutter ihrer Kinder zu zahlen! Und sitzen in Amt und Würden, geehrt von den Mitbürgern! – Da wir keinen Grund haben, unsere Welt, die unsagbar arm geworden ist an Vaterliebe, zu beschönigen, sollten wir uns mehr damit beschäftigen, darüber nachzudenken, wie es zu diesem Verluste kam. Denn ein absolut Natürliches ist uns abhanden gekommen, das selbst Tiere auf ihre Weise haben können; und selbst, wenn es eine ganz ferne Zeit gegeben haben sollte, wo man in der Mutterfamilie lebte und die Vaterschaft ungewiß, „pater semper incertus“ war, gab es nachweislich seitdem ganz andere Zeiten unter alt-arischem Elternrecht und in der Selbstverständlichkeit der Mutter- wie der Vaterliebe. Es waren Zeiten, in denen es keinen „Heiligen Vater“ gab als Stellvertreter eines Gottes, der bald als liebender Vatergott, bald als zürnender Willkürherrscher gedeutet wird – und Zeiten, in denen nicht ehelose „Väter“ geistlicher Orden den Geist bestimmten, sondern die Väter und Mütter im heiligen Volk. – Es wird uns zwar fern liegen, für alle Entartungen heute, gegen die ja die Kirchen kämpfen, die Kirche des Christentums einfach verantwortlich zu machen; aber wir können uns nicht lossagen von der Verpflichtung, den *Verlust* der Vaterliebe, der erst so viel Grauen unserer Tage möglich macht, in früheren Zeiten zu erkennen und ihn in Zusammenhang zu bringen mit der religiös-sittlichen Umerziehung von einst. Denn es ist erwiesen, daß mit immer wiederholten Aufrufen der Mütter und ihrer Liebe nichts gewonnen wird, daß die sinnlosesten Kriege, die brutalsten Massenmorde immer erneut von Männern voll liebelloser Gier nach Macht veranlaßt werden, und daß die Verderbnis der Jugend im Sinne des rastlosen Strebens nach vergewaltigender Macht stets damit *beginnt*, daß Väter, die nur „Erzeuger“ waren, das schlechte Beispiel weitergeben, verantwortungslos die Liebe mit Verführung zu beginnen und die Ehe mit Betrug zu führen. Unsere ganze Presse und Öffentlichkeit ist voll von ihrer morbiden Weisheit, in der nicht einmal eine tragische Schuld mehr groß und heilsam werden kann. Wo im engsten Kreise statt des Vertrauens nur Macht regiert, wo im geheimsten Inneren statt Bewahrung eigener Art nur Trieb zum

Schweifen und Sichselbstverlieren lebt, kann auch für alle anderen Wirkungsfelder des Lebens keine Kraft zu fruchtbarer Gemeinschaft und heilvollem Aufbau gedeihen. Der Verlust an „Vaterliebe“ – den wir mit Humor zum „Vatertag“ (am Himmelfahrtstage!) zur Schau zu stellen pflegen – hat die echte Ehe fast lächerlich, den Wert der Treue fragwürdig und das ewige Thema der „Liebe“ geradezu ekelhaft für rein empfindende Jugend gemacht. Das christliche Abendland, in dem Syphilitiker große Politik gemacht haben, hat allen Grund, sich zu schämen, weil es vor allem so dumm ist, nicht zu erkennen, wie tief in den privaten, persönlichen Sphären die Wurzel seines Unheils sitzt. Aber eine Gruppe Jugend von sauberer Gesinnung und wachem Geist, erkennend die Zusammenhänge, könnte *alles* wenden, denn die Waffen sind geschmiedet – und unsagbar schwach steht die „herrschende Moral“ vor jedem reinen Willen.

Aus „Der Quell“, Folge 19, 1953